

»Nun hat die Blumenwiese Burn-out«

Perspektiven psychoanalytischer Sozialpsychologie und politischer Bildung auf Antifeminismus und Provinzialität

Ein Gespräch mit PD Dr. Sebastian Winter

Johanna Niendorf: Lieber Sebastian, du bist Sozialpsychologe, Privatdozent an der Leibniz Universität Hannover und Leiter des Bereichs Demokratieförderung am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Frankfurt am Main. Du arbeitest unter anderem zu Geschlechterentwürfen und provinziellen bzw. autoritären Dynamiken. Wie bist du zu deinen Themen gekommen?

Sebastian Winter: Ich bin selbst auf dem Land aufgewachsen, in Wathlingen, einem Dorf mit alten Eichen, mittlerweile verschwundenen Kuhställen und Neubausiedlungen für Pendler:innen. Es liegt bei Hannover in der ehemaligen preußischen Provinz, Bergen-Belsen ist nicht fern. Zum Schützenverein und der freiwilligen Feuerwehr, den obligatorischen dörflichen Männerbünden, habe ich nie einen Bezug gefunden. Auch mit dem örtlichen Sportverein hat es, obwohl ich eigentlich wollte, nicht recht geklappt. Ich bin stattdessen viel allein im Wald spazieren gegangen. In der Kleinstadt, wo ich das Gymnasium besuchte, habe ich über Umweltgruppen und eine Jugendzentrumsinitiative – das »Bunte Haus« in Celle – Anschluss an andere, neuartige, vorher nur ahnungsweise aus dem Fernsehen und der Zeitung wahrgenommene Diskurse gefunden, wo man nicht dörflich-männlich sein, sondern sein Redeverhalten und Mackertum in Frage stellen musste. Während des Studiums im nochmal deutlich urbaneren Hannover habe ich mich dann recht bald auf die Autoritarismusforschung und die Geschlechterforschung fokussiert. Dabei waren unter anderem die Seminare von Rolf Pohl zu Misogynie, Antisemitismus und sexueller Gewalt für mich perspektivenöffnend. Der Boden der Normalität erschien, wenn man aus diesen Seminaren oder Vorlesungen wieder in den Son-

nenschein getreten ist, sehr dünn und zerbrechlich. Diese Themen haben mich seitdem durchgängig beschäftigt.

Johanna Niendorf: Wir beschäftigen uns in der Forschung mit der Verknüpfung von Antifeminismus und weiteren Ideologien, insbesondere dem Antisemitismus. In dem Sammelband versuchen wir, Antifeminismus mit dem Konzept der Provinzialität in Zusammenhang zu bringen – also einer Art und Weise zu fühlen und zu denken, die nur in sehr starren Kategorien funktionieren kann und darf. Dabei fragen wir uns, was diesen Zusammenhang ausmacht, inwieweit man Antifeminismus als antimoderne Brückenideologie begreifen kann. Was sind aus deiner Sicht die aktuellen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Herausforderungen, die sich aus diesen Zusammenhängen ergeben?

Sebastian Winter: Ich finde das Brückenideologie-Modell sehr brauchbar, um zu verstehen, was der Kitt in den Konstellationen demokratie- und menschenfeindlicher Akteur:innen ist, deren Protestgeschehen wir aktuell beobachten können und die lebensweltlich und politisch von sehr unterschiedlichen Positionen und Milieus herkommen. Antisemitismus und Antifeminismus sind als *die* entscheidenden Brückenideologien zu begreifen. Rassismus zum Beispiel funktioniert anders. Antisemitismus und Antifeminismus beziehungsweise Antigenderismus als eine aktuelle Unterform des Antifeminismus bieten Ziele für ein scheinbares Rebellieren gegen vermeintliche »usurpatorische Unterdrücker« und »böse Herrscher:innen«. Wichtig ist, wie wir hier »Ideologie« fassen. Es geht nicht nur um ausgearbeitete gedankliche Konzepte, sondern auch basaler um eine gemeinsame Gestimmtheit oder eine affektive Haltung, wie Alina Brehm das genannt hat.¹ Es geht um eine selbstgerechte und missgünstige Motzlust, um eine selbstmitleidige Inszenierung als »unterjochter Freiheitskämpfer«, psychodynamisch um ein Ausweichen vor Konflikt und Verantwortung – Robin Hood für Feiglinge. Diese Stimmung ist nicht unabhängig von den Inhalten zu denken und findet nicht zufällig im Antisemitismus und im Antifeminismus ihren zugespitzten Ausdruck, aber sie ist mehr als eine kognitive Ideologie. Die konkreten verschwörungstheoretischen Konstrukte rationalisieren bloß den Genuss dieser Stimmung. Ich hatte eben schon angetippt, dass Rassismus eine andere Rolle einnimmt.

1 Brehm, A. (2024): »Erfahrung, Affekt und Haltung. Über Biographische Erfahrungsräume, affektive Haltungen und politische Potentiale«, in: Gesellschaft, Individuum, Sozialisation. Zeitschrift Für Sozialisationsforschung 5(1).

Aber auch Antifeminismus und Antisemitismus sind nicht funktionsgleich. Der Antifeminismus kann konservative und rechtsextreme Spektren vereinen, der Antisemitismus aber ist eine Über-Brücke, die Rassist:innen und Antirassist:innen vereint, Unternehmer:innen und Arbeiter:innen, oder – aktuell zu beobachten – queerfeministische Aktivist:innen und antifeministische Islamist:innen. Spektren, die sich objektiv feind sind, finden gegen Israel ihren gemeinsamen Kern. Das ist wichtig zu begreifen, um zu verstehen, welche Funktion diese Brückenideologien im intersektionalen Gewebe ausüben. Sie können als Integrationsmedium in die deutsche Migrationsgesellschaft dienen, Achsen der Ungleichheit überbrücken und Gemeinschaften des Ressentiments stiften.

Aus wissenschaftlicher und an Prävention interessierter Sicht ist die Untersuchung der Prädispositionen der Ansprechbarkeit für diese Stimmung von zentraler Bedeutung – aber auch die Erkundung der intra- und intersubjektiven Gegenkräfte. Die Stimmung und ihre ideologischen Rationalisierungen sollten in ihrem spezifischen pseudorebellischen Charakter wahrgenommen und thematisiert werden. Wir können mit Antisemitismus und Antifeminismus nicht so umgehen wie mit Rassismus oder Obdachlosenfeindlichkeit. Angesichts der letzteren Phänomene ist das Ziel politischer Bildungsarbeit, die Verteidigung der eigenen Privilegien zu kritisieren und das Treten nach unten zu problematisieren. Bei ersteren aber geht es ideologisch um ein Rebellieren gegen »die da oben«, ein scheinbar aufmüpfiges Verhalten, ein scheinbar freies selbstständiges Denken gegen Tabus und Denkverbote. Rebellionsideologien sind eine eigene pädagogische Herausforderung im Vergleich zu den herrschaftslegitimierenden Ideologien. Es wäre ein Fehlschluss, gegen das ressentimentgetriebene Rebellieren konservativere Haltungen zu setzen, welche auf Bravsein und Affirmation der kritikwürdigen Verhältnisse abzielen. Ziel sollte es vielmehr sein, emanzipatorische und ressentimentgetriebene Haltungen klar zu unterscheiden und in ihrer Gegnerschaft zu erkennen. Beide Haltungen liegen in deutschen Politisierungsprozessen meist in komplexen Gemengelagen vor – erinnern wir uns an unsere eigene Jugendzeit! Politische Bildung hat die Aufgabe, hier bei den Klärungsprozessen zu helfen. Wichtig ist dabei, das Ressentiment nicht als Vorstufe der »eigentlich« emanzipatorischen Haltung zu sehen, etwa im Sinne des alten Spruchs »Antisemitismus ist der Sozialismus der dummen Kerls«. Hier wirkt nicht ein »eigentlich« progressives Begehren, das nur noch das richtige Ziel finden muss – eben nicht die Juden, sondern die Kapitalis-

ten. Das greift psychodynamisch zu kurz, die Lust am Ressentiment und die emanzipatorische Empörung sind nicht dasselbe.

Charlotte Höcker: Um diese Ideologien wissenschaftlich zu verstehen, aber auch um die Subjekte als politisch-gesellschaftlich involviert zu begreifen, stellt sich uns die Frage, was sie so attraktiv macht. Im Zusammenhang mit dem Antisemitismus hast du dich mit dem Konzept der »Schiefeilung« beschäftigt.² Wie würdest du das auf die Attraktivität von Antifeminismus, insbesondere im ländlichen Raum beziehen?

Sebastian Winter: Stavros Mentzos hat beschrieben, wie Ängste freigesetzt werden, wenn institutionalisierte Abwehrmechanismen erodieren.³ Damit meint er beispielsweise die patriarchale Ehe. Durch die vergeschlechtlichten Rollen in der Ehe werden grundlegende Konflikte der Subjektbildung zwischen Autonomie und Bindung aufgespalten und scheinbar harmonisch vermählt. Damit sind sie unbewusst gemacht und ein Stück weit befriedet. Sie sind erstmal dem Blick entzogen und zunächst lässt sich mit diesem institutionalisierten Abwehrmechanismus ganz gut leben. Spätestens die sexuelle Gewalt im Geschlechterverhältnis macht freilich grell deutlich, wie oberflächlich dies bleibt.

In den letzten Jahrzehnten war eine Liberalisierung der Geschlechterkultur zu beobachten und die Familienernährer-Ehe, die Mentzos noch vor Augen hatte, funktioniert ökonomisch schon lange nicht mehr. Die männliche Vorherrschaft ist zwar nach wie vor stabil, aber sie muss sich befragen lassen. Es gibt Diskurse, die sie problematisieren, und die institutionalisierten Abwehrmechanismen verlieren die fraglose Selbstverständlichkeit, die sie für ihr unbewusstes Funktionieren benötigen. Marx hätte formuliert, dass die Menschen endlich gezwungen sind, ihre Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.⁴ Die Zukunft wäre dann offen, gestaltbar, doch das löst

2 Vgl. bspw. Winter, S. (2022): »Die Geschlechtlichkeit zwischen sexueller Malaise und autoritärer Identität. Zur affektiven Funktion des antigenderistischen Wahns«, in: K. Stögner/A. Colligs (Hg.), *Kritische Theorie und Feminismus*, Berlin: Suhrkamp, S. 345–366.

3 Mentzos, S. (1976): *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

4 »Die fortwährende Umwälzung der Produktion, die ununterbrochene Erschütterung aller gesellschaftlichen Zustände, die ewige Unsicherheit und Bewegung zeichnet die Bourgeois-Epoche vor allen früheren aus. Alle festen, eingerosteten Verhältnisse mit ihrem Gefolge von altehrwürdigen Vorstellungen und Anschauungen werden aufge-

eben auch Ängste aus, die zuvor in den institutionalisierten Abwehrmechanismen gebunden waren. Zudem drohen den Männern zumindest symbolische Machtverluste. Um diese Situation nicht mit nüchternen Augen anzusehen, wird die Flucht in neue, schärfere, überspannt paranoide Abwehrmechanismen angetreten. Zu beobachten ist dies etwa in der bizarren Empörung über den kleinen Genderstern.

Ein populäres Erklärungsmuster für das autoritäre Protestgeschehen ist, dass dort »Ängste und Sorgen der Bevölkerung« fehlgeleitet ihren Ausdruck fänden. Gründe für Sorgen und Ängste gibt es in dieser Welt wahrlich genug. Sie reichen vom individuellen Liebesleid und Einsamkeit, über häusliche Gewalt und Alltagsrassismus bis hin zur Enttäuschung von den liberalen Versprechen auf selbstwirksame Teilhabe und der Ohnmacht gegenüber ökonomischen und politischen Prozessen. Die Kritik dieser Zustände konfrontiert mit Ambivalenz und Ambiguität. Gutgefundenes muss in Frage gestellt werden – ohne es einfach zu verwerfen. Solche Kritik zu ermöglichen und dem Unbehagen zur Sprache zu verhelfen, das genau ist die vornehmste Aufgabe politischer Bildung. Diejenigen aber, die Sorgen und Ängsten als »besorgte Bürger« in den letzten Jahren zunehmend auf der Straße Ausdruck zu verleihen beanspruchen und dabei auf viel parteiübergreifendes Verständnis in Politik und Medien setzen können, verbergen ihre Ängste tatsächlich. Aus psychoanalytischer Perspektive gesprochen: Sie heilen ihr Unbehagen schief, denn sie formen es unbewusst um. Sie nehmen den Sorgen das Leidvolle und entäußern sie dann als Hass und Ressentiment. Die Angst wird unbewusst und ist nicht mehr spürbar. Wenn wir uns Pegida-Aufmärsche anschauen, dann sind das keine verschreckten, ängstlichen Menschen, sondern stolze, mächtige und gewalttätige Gemeinschaften. Die Protestierenden spüren sich als Teil des Widerstandes und haben so gerade keine Angst mehr, sondern empfinden einen Thrill, der sich bis zur enthemmt befreien, vom Gefühl der Macht beseelten Pogromatmosphäre steigern kann. Das Ganze aber ist grundiert von der Feigheit, den Ängsten und Sorgen auch nur kurz ins Gesicht zu schauen.

löst, alle neugebildeten veralten, ehe sie verknöchern können. Alles Ständische und Stehende verdampft, alles Heilige wird entweiht, und die Menschen sind endlich gezwungen, ihre Lebensstellung, ihre gegenseitigen Beziehungen mit nüchternen Augen anzusehen.« Marx, K./Engels, F. (1972 [1848]): »Manifest der Kommunistischen Partei«, in: MEW 4, S. 459–493, hier S. 465.

Diese affektive Haltung ist provinziell. Provinzialität findet sich nicht nur auf dem Dorf, trifft dort aber häufig auf besonders fruchtbaren Boden. Die provinzielle Verhärtung gegen fremde Eindrücke, die Abscheu gegen die Neugierde, der Widerwille, die eigene Perspektive zu relativieren, dient dem Zweck, nichts wahrzunehmen, was die Falschheit des gespielten Thrills über den verdeckten Ängsten aufdecken könnte. Als Schiefheilung wird projektive Massenpsychologie gegen die Konflikte individueller Ambivalenzen und Ambiguitäten gesetzt.⁵ Kameradschaftliche Einheitsgefühle werden über die gemeinsame Beschwörung eines Dritten – die Heimat, die Dorfgemeinschaft ... – gewonnen und diese legen sich über die individuellen Ängste und Sorgen, die dadurch unsichtbar gemacht werden. Im Ergebnis entsteht dann eine Wahrnehmung von verwurzelten »Somewheres« versus urbanen »Anywheres«. Die aufgesetzte Landleben-Ideologie verortet das Authentische, Unverdorbene auf dem Dorf. Das ist selbstverständlich eine urbane Fremdzuschreibung. Wenn man selbst auf dem Dorf aufwächst, empfindet man das nicht unbedingt so. Aber diese Fremdzuschreibung wird sich gerne wieder angeeignet auch von denen, die auf dem Dorf die Sehnsucht nach der Stadt und dem Fremden nicht spüren wollen.

Dieses auf Abwehr beruhende Einheitsgefühl bedarf der Feinde als Container für das Verworfenen, wie sie die Brückenideologien mit ihrer Verschwörungsmentalität liefern. Auch hierfür ist der Nährboden auf dem Land besonders gedüngt: Hier sind öffentliche Prozesse oft weniger formalisiert und personengebundener. Verschwörungsmentalitäten verstehen gesellschaftliche Entwicklungen nicht als abstrakte gesellschaftliche Entwicklung, sondern personalisiert. Die Vorstellung, dass jemand für das Unglück in der Welt verantwortlich ist und aus Bosheit Böses tut, zeichnet sie aus. Das entspricht einer provinziellen Politikerfahrung stärker als der großstädtischen, wo alles sehr viel anonym aussieht.

Charlotte Höcker: Welche Ängste werden spezifisch im Antifeminismus gebunden? Ist es eine Angst vor körperlicher Verletzlichkeit, vor Identitätsdiffusion, vor Machtverlust?

Sebastian Winter: Ich werde vom Allgemeinen ausgehend das Besondere betrachten. Zunächst lässt sich festhalten, dass in autoritär-rebellischen Mentalitäten alle drei Ängste schiefgeheilt werden, welche die Psychoanalyse

5 Vgl. Freud, S. (1921): Massenpsychologie und Ich-Analyse. StA IX, S. 61–134.

unterscheidet. Das eine ist die Realangst vor der äußeren Realität. Das zweite ist die neurotische Angst vor den eigenen Triebansprüchen. Und das dritte ist die Überich-Angst vor dem schlechten Gewissen. Realangst: »Der Klimawandel existiert einfach nicht.« Neurotische Angst: »Vergewaltiger und Sexualstraftäter – das sind die perversen und ausländischen Anderen.« Gewissensangst: »Kampf den Hohepriestern des Schuldkults! Wir brauchen eine 180°-Wende in der Erinnerungspolitik.«

Der Antifeminismus übt dabei eine unterschiedliche affektive Attraktivität für Männer und Frauen aus, weil er sie unterschiedlich trifft: In dem einen Fall untergräbt er mögliche eigene Versuche der Befreiung, auf der anderen Seite stützt er die eigene Macht. Auf beiden Seiten aber dient er als Konfliktlösungsmuster, das die Ängste bindet, die aus den Erosionsspalten der institutionalisierten Abwehrmechanismen aufsteigen. Für Frauen bietet er einen scheinbaren Ausweg aus den schwer erträglichen Unvereinbarkeiten der doppelten Vergesellschaftung, den subjektiv erfahrenen Doppelbelastungen, wie Gudrun-Axeli Knapp schon in den 1990er Jahren geschrieben hat.⁶ Es geht um eine Abwehr der Angst vor den eigenen Wünschen und eine Schiefheilung der Enttäuschung von dem Versprechen der Selbstverwirklichung bis hin zur manifesten Gewalterfahrung. Um die Vulnerabilität als Vereinzelte nicht zu spüren, werden Stacheldrahtzäune an den Grenzen der Gemeinschaft errichtet. In dieser antisubjektiven identitären Bubble wird die verabsolutierte Geschlechterordnung paradox aufgehoben und auch Frauen können sich als Kämpferinnen und Führerinnen inszenieren.

Für Männer ist der Zugang zum Antifeminismus ein anderer. Hier geht es um eine Verteidigung der persistierenden Privilegien, die von den liberalen Ideologien untergraben werden. Das Männlichkeitsdilemma, ein Begriff, den Rolf Pohl geprägt hat,⁷ beschreibt die Konfliktdynamik, dass gerade durch die Konstruktion und Konstitution von Männlichkeit als autonom und unabhängig von Weiblichkeit und Bindung, die unausweichliche Angewiesenheit auf äußere Objekte des Trostes, der sexuellen Lust und der Anerkennung gegeben ist. Der Junge sagt: »Schau Mama, wie selbstständig ich schon von dir

6 Vgl. Knapp, G.-A./Wenk, S. (1995): »Idole, Ideale, Konflikte: Frauen in rechtsradikalen Bewegungen«, in: C. Eckart/D. Henze/M. Jansen/S. Stolt (Hg.), *Sackgassen der Selbstbehauptung. Feministische Analysen zu Rechtsradikalismus und Gewalt*, Kassel: Junfermann, S. 17–56.

7 Vgl. Pohl, R. (2004): *Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen*, Hannover: Offizin.

weggehen kann. Schau doch, Mama!« Der Junge ist angewiesen darauf, dass die Mama ihm sagt: »Oh toll, du bist so selbstständig und brauchst mich gar nicht!« Der erwachsene Mann kann später eine Frau »erobern« und heiraten, die dann die Seine ist und so das Männlichkeitsdilemma in einer wie sublim auch immer herrschaftsförmigen Form scheinbar auflösen. Wenn diese Identitäten und ihre Vermählung aber scheitern, sind wir wieder bei Mentzos. Die Trostquelle entpuppt sich als eigenständiges Subjekt und verlässt einen – nicht selten folgt dann misogynen Hass bis zum Femizid. Politisch gewendet folgt der Antifeminismus als Aufbegehren gegen die imaginierte Macht der Frauen, die den Männern ihre Eigenständigkeit und Potenz nehmen würde. Auch diese spezifisch männlichen Ängste werden im Antifeminismus schiefegeheilt.

Johanna Niendorf: Du hast gerade schon die unterschiedliche Attraktivität des Antifeminismus für Männer und Frauen angesprochen und auch die doppelte Vergesellschaftung von Frauen. Wie hängt das mit den ökonomischen und politischen Verhältnissen zusammen, die ja gegenwärtig teilweise auch eine geschlechtliche Flexibilisierung fordern oder zumindest zu begünstigen scheinen. Mich würde der Zusammenhang zwischen dem Versprechen auf ein jenseits der Geschlechterbinarität, Verwerfung des Versprechens und ökonomischen Zwängen genauer interessieren.

Sebastian Winter: Im Zuge der Subjektivierung der Arbeit sollen alle Menschen ihr ganz individuelles Inneres als einzigartige Produktivkraft-Ressource entdecken lernen. Das gesellschaftliche Leitbild besteht nicht mehr aus den grauen Arbeitskolonnen, die dem Moloch Fabrik dienen, sondern gleicht eher der Emsigkeit einer bunten Blumenwiese. Im Schutz der modernisierten Arbeitsformen und Ideologien hat es einen Entwicklungsfreiraum gegeben und geschlechtliche Identitäten konnten sich vervielfältigen. An den Realitäten der entfremdeten Arbeit ist die Ideologie freilich schon immer vorbeigegangen. Und nun hat die Blumenwiese Burn-out. Ihre Bestandteile schufften in Working-Poor-Verhältnissen und verzweifeln an den Anforderungen der Selbststeuerung. Die Wiese wächst auf einem Untergrund aus Herrschaftstektoniken. Das Tabu, dessen Hülle die autoritären Kämpfer und Kämpferinnen gegen moralinsaure Gutmenschen aufbrechen und dessen Inhalt sie herausgrölen – wie im Mai 2024 auf Sylt und bundesweit immer wieder auf vielen Dorffesten –, ist letztlich die verschämte Lust der liberalen Gesellschaft an der Gewalt, auf der sie beruht. Das Versprechen und die Hoffnung, die in der

liberalen Ideologie stecken, werden dabei verworfen. Es wäre ja schön, wenn die Gesellschaft tatsächlich etwas blumenwiesiger wäre.

Charlotte Höcker: Ich würde gerne einen Bogen zum Thema Gewalt und den Umgang damit schlagen. Feministinnen werden oft in den örtlichen Diskursen zu Täterinnen gemacht. Das sehen wir im Erzgebirgsraum, aber auch in anderen Regionen, in denen es einen großen Mangel an Gewaltschutzeinrichtungen und Beratungsstellen gibt. Es scheint dort anstößig zu sein, wenn sie fordern, dass auf dieser schönen Blumenwiese ein Frauenhaus gebaut wird. Was sind deine Gedanken zu dieser Leugnung und zur Anklage derjenigen, die die Gewalt thematisieren?

Sebastian Winter: Ja, diejenigen, die Gewalt thematisieren, werden in provinziellen Kontexten nach wie vor oft in die Rolle der Nestbeschmutzer:innen gedrängt. Sie sind dann diejenigen, die das Untergründige aussprechen, sie sind diejenigen, die ansprechen: »Da ist Schmutz im Nest, das Nest ist nicht nur aus Blumen gebaut, sondern auch aus Dreck.« Ich habe bei der Vorbereitung auf dieses Gespräch an meine Jugendzeit in Celle zurückgedacht. Eine der ersten Publikationen, in welcher die nationalsozialistische Vergangenheit dieses idyllischen Heidestädtchens thematisiert wurde, in den 1980er Jahre muss das gewesen sein, heißt *Hinter den Fassaden*.⁸ Die Idylle birgt Ungeheuer – abgewehrt hinter den Gardinen und den hübschen frühneuzeitlichen Fachwerkfassaden. Die Gewaltförmigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse, inklusive der als natürlich propagierten Geschlechterordnung, soll verbannt werden. Vergewaltiger und Frauenfeinde, das sind die Anderen, die »nordafrikanischen Intensivtäter«, die »patriarchalen Juden«, die »dekadenten Großstädter«. Das provinzielle Muster ist die Zementierung der Geschlechterordnung – biologisch, religiös oder traditionsbewusst – und die Verbannung von allem, was sie zusätzlich impliziert, ins Ausland und hinter die Fassaden. Dort kann es unsichtbar und von Kritik unbeeinflusst fortwessen und seine Dynamiken entwickeln.

Johanna Niendorf: Als du »fortwessen« gesagt hast, musste ich an ein Bild denken, das uns im Erzgebirgskreis mehrmals begegnet ist: »die verwesende Leiche«, die allerdings dem städtischen Raum zugeschrieben wird. Es ist die Vorstellung, dass dort Menschen in ihren Wohnungen ungesehen sterben und ver-

8 Holtfort, W./Kandel, N./Köppen, W./Vultejus, U. (Hg.) (1982): *Hinter den Fassaden. Geschichten aus einer deutschen Stadt*, Göttingen: Steidl.

wesen. Diese Zuschreibung würde dann aber auch etwas Eigenes, Projiziertes beinhalten, das sich nicht loswerden und vollständig kontrollieren lässt.

Sebastian Winter: Ja, und an der Fassadenhaftigkeit provinzieller Kontexte lässt sich ein Paradox zeigen. Wo jeder jeden kennt, aber an dem Untergründigen nicht gerührt werden darf, kann auch mehr davon wuchern, als in den anonymen, aber zugleich dem Fremden gegenüber offeneren, urbaneren Kontexten. Diese Paradoxie zwischen weniger anonym und trotzdem versteckter voneinander beziehungsweise anonymer und gleichzeitig dem Anderen gegenüber offener führt zu der wechselseitigen Anziehung und Abstoßung von Stadt und Land.

Johanna Niendorf: Im Städtischen werden mehr Reflexionen des Eigenen angeregt, weil auch mit mehr Differenz umgegangen werden muss.

Charlotte Höcker: An dieser Stelle finde ich es aber auch wichtig, das mögliche ideologische Moment in »Provinz«-Zuschreibungen hervorzuheben: Auch in Städten gibt es ja durchaus Prozesse von Provinzialisierung und dörflicher Vergemeinschaftung. Das Anonyme trifft gar nicht für alle Kieze, Kontexte und sozialen Dynamiken zu, dort können sich durchaus sehr dörfliche Mechanismen etablieren.

Johanna Niendorf: Genau, mit dem Rückzug in die eigenen »Bubbles« wird teilweise auch versucht, Differenz wieder auszuschließen und einen gemeinschaftlichen Wohlfühlraum im Urbanen zu kreieren.

Charlotte Höcker: Welche pädagogischen Ansätze siehst du, um der Provinzialität in Stadt und Land zu begegnen?

Sebastian Winter: Ja, Provinzialität als Haltung oder Gestimmtheit ist etwas, das es keineswegs nur auf dem Land gibt. Das ist auch deshalb wichtig zu betonen, weil sonst die Kritik der Provinzialität selbst leicht etwas Provinzielles bekommt: »Wir sind die urbanen Intellektuellen, die jetzt die Anderen, bei denen das Böse, Untergründige virulent ist, kritisieren.«

Zur Frage nach präventiven pädagogischen Ansätzen würde ich auf das Konzept der Ambiguitätstoleranz von Else Frenkel-Brunswik zurückgehen. Dieses Konzept ist leider teilweise etwas zum Schlagwort verflacht. Bei Frenkel-Brunswik meint Ambiguitätstoleranz mehr, als sich an der Vielfalt zu

erfreuen. Ambiguitätstoleranz verweist auf das Aushalten der konfliktreichen Dialektiken bezüglich Sexualität, Autorität, Identität etc. Sie meint das bewusste Unterfangen, in dynamisch sich entwickelnden Konflikten zu leben. Sie impliziert die Bereitschaft, dem Anderen zu begegnen, sich nicht in einer Gemeinschaft von Gleichen einzumauern. Adorno hat sinngemäß einmal geschrieben, die Cliquenbildung auf dem Schulhof sei der Schlüssel zum Antisemitismus.⁹ Meines Erachtens muss da Prävention ansetzen und die neugierige Lust am Zweifeln gegen identitäre Vergemeinschaftung wecken, egal ob auf dem Dorf oder der Stadt.

Dazu gehört, das möchte ich aus aktuellem Anlass betonen, auch die Ambiguität von Ambiguität und Entschiedenheit. Angesichts der bestialischen Pogrome und der unerbittlichen Reaktion von Israels Armee kann es keine Gleichwertigkeit der Perspektiven geben. Manchmal ist auch Entschiedenheit notwendig.

Auch der narzisstische Überschwang in der Adoleszenz und die Maßlosigkeit politischer Bewegungen – »Wir wollen nicht ein Stück oder zwei, sondern die ganze Bäckerei!« –, der Glaube an die Veränderbarkeit der Welt und die unversöhnliche Anklage ihrer Destruktivität gehören in aller Ambivalenz mit der depressiven Position, der kritischen Introspektion und den Selbstzweifeln zu einer möglicherweise emanzipatorischen Haltung, die gegen die Verlockung der Ressentiments gewappnet ist.

Charlotte Höcker: Wir haben gerade über die Attraktivität der Ressentiments gesprochen und darüber, dass die Konfrontation mit Konflikten, Ambiguitäten, Ängsten und Verdrängtem dazu ein Gegenmittel sein könne. An dieser Stelle frage ich mich, was könnte diese Konfrontation attraktiv machen? Oder anders: was sollte Subjekte dazu bewegen, sich dieser reflektierenden

9 »Im Sinne einer dem Vorurteil entgegenwirkenden Pädagogik wäre es, individuelle Freundschaften zu ermutigen und nicht, wie es sicherlich oft noch in der Schule geschieht, sie zu ironisieren und herabzusetzen; dagegen, soweit es geht, der Bildung von tuschelnden Cliquen und derartigen Gruppen entgegenzuarbeiten, insbesondere, sobald sie irgend nach Kontrolle streben. Die Struktur der Cliquen-Bildung in der Schule insgesamt ist ein Schlüssel-Phänomen. Wie in einem Mikrokosmos bildet sich dann die Problematik der ganzen Gesellschaft ab. [...] Kinder, die besonders zur Bildung solcher Cliquen tendieren, und unter ihnen wieder die Cliquenführer, dürften vielfach auch zum Antisemitismus neigen, identisch sein mit den antisemitischen public opinion leaders.« Adorno, T.W. (1962): Zur Bekämpfung des Antisemitismus heute, GS 20.1, S. 360–383, hier: S. 375.

Haltung zuzuwenden, die so viel Energie abverlangt und Schwierigkeiten mit sich bringt?

Sebastian Winter: Was motiviert dazu, nicht provinziell zu werden? Eine ambiguitäts- und ambivalenztolerante Haltung ermöglicht Ehrlichkeit sich selbst gegenüber und macht dadurch den psychischen Energieaufwand überflüssig, der ansonsten in die Abwehr gesteckt werden müsste. Gleichzeitig lässt sie einen nie identitär zur Ruhe kommen und auch das ist anstrengend. Auf die selbstkritische Vernunft des Ödipus zu setzen gegen das Paranoid-Schizoide des Antisemitismus ist aber nur die eine Seite. Ehrlichkeit gegenüber sich selbst heißt nicht nur das Annehmen von Konflikten und Ängsten sondern auch von Wünschen und Lüsten. Realitätsfremde Onnipotenzfantasien klagen die Versprechen ein und entwickeln die möglichen Existenzweisen progressiv weiter. Präventionsmaßnahmen gegen die autoritär-rebellische Haltung sollten sich nicht nur auf das Realitätsprinzip stützen, sondern auch das Lustprinzip ernst nehmen. Die Blumenwiese winkt aus der Ferne.

Charlotte Höcker: Vielen Dank für das aufschlussreiche Gespräch.

Johanna Niendorf: Vielen Dank, auch für das schöne Bild am Ende.

Transkription und redaktionelle Überarbeitung: Henriette Rodemerk & Johanna Liessen

Sebastian Winter, PD Dr. phil., ist Sozialpsychologe und Soziologe. Er arbeitet als Privatdozent an der Leibniz Universität Hannover und leitet den Bereich Demokratieförderung am Institut für Sozialarbeit und Sozialpädagogik e.V. in Frankfurt a.M. Seine inhaltlichen Schwerpunkte sind die Psychoanalytische Sozialpsychologie von Gemeinschafts- und Feindbildungsprozessen, Praxisforschung zu kommunaler Demokratieförderung und Rechtsextremismusprävention und Untersuchungen völkischer Geschlechter- und Sexualitätsentwürfe.

